

Bachelor- und Masterarbeiten an den Hochschulen der Polizei schreiben

erschienen in: Barthel/C./Lorei, C. (Hrsg.) (2010) Empirische Forschungsmethoden - eine praxisorientierte Einführung für die Bachelor- und Masterstudiengänge der Polizei. Frankfurt/M, Verlag für Polizeiwissenschaft, S. 15-39

Christian Barthel

Das entscheidende Novum der Ausbildungsreform, des Bolognaprozesses in der Polizei ist – neben der Modularisierung der Curricula und der Verrechenbarkeit der Lernleistung durch sogenannte „Credit-Points“ – die Einführung von wissenschaftlichen Qualifikationsarbeiten. Die Master- und Bachelorarbeiten sind der exemplarische Ausdruck der Akademisierung der polizeilichen Ausbildung: „Die Masterarbeit soll zeigen, dass die Studentin/der Student in der Lage ist, mit dem im Studium erworbenen Kenntnissen und Fähigkeiten innerhalb einer vorgegebenen Frist eine Problemstellung aus einem Fachgebiet des Curriculums selbständig und mit wissenschaftlichen Methoden zu bearbeiten.“ (Prüfungsordnung der DHPOL 2006) Wort- und sinngemäß lauten die rechtlichen Aussagen der Fachhochschulen für die Bachelorarbeit.

So selbstverständlich die Programmatiken der Hochschulen den Stellenwert der Wissenschaftlichkeit in der Ausbildung einklagen, so unterschiedlich sind die Bewertungen seitens der Studierenden, des polizeifachlichen Lehrpersonals sowie der Organisation der Polizei (vor allem der „Praxis“ und ihrer Fürsprecher) insgesamt. Auf der einen Seite finden sich die Befürworter – oft Dozenten und Lehrkräfte mit akademischen Ausbildungs- und Berufshintergrund, für die wissenschaftliches Arbeiten und damit auch die entsprechenden Qualifikationsnachweise selbstverständliche Standards sind. Auf der anderen Seite stehen die Skeptiker und Warner, die in der Verwissenschaftlichung der Ausbildung eine Gefahr für den Polizeiberuf sehen; für sie ist die Praxis vor allem Handwerk und Erfahrungswissen, das sich nur durch Tun, Anschauung (allenfalls noch Training) und Routinen aufbauen kann. Gerade die schreibenden Fürsprecher der Praxis sehen in akademischen Abschlüssen und wissenschaftlichem Arbeiten eine theoretisierende Dequalifizierung und überreflektierte Verkopfung, die die Polizeinovizen (bzw. Novizen

des Höheren Polizeivollzugsdienstes) für den alltäglichen Betrieb unbrauchbar machen. Die Studierenden an den Fachhochschulen und der DHPol stehen zwischen diesen Polen und müssen sich ihren persönlichen Reim auf die Unkenrufe aus der Praxis und die strengen Mahnungen aus der Wissenschaft machen.

Ich möchte Ihnen in dieser Einleitung eine Haltung bezüglich dem wissenschaftlichen Arbeiten und Ihrer Qualifizierungsarbeit nahe legen, die den unangenehmen Spagat und die falsche Alternative zwischen Praxisfetischismus und wissenschaftlicher Drohkulisse vermeidet.

Ich gehe mit guten, d.h. wissenschaftlichen und hochschuldidaktischen Gründen davon aus, dass wissenschaftliches Arbeiten ein Handwerk ist, eine erlernbare Tätigkeit wie das Mauern, Schreinern, polizeiliches Arbeiten usw. Es bedarf wie bei jedem Gewerk der Hinführung, der Lehre, eines wohlmeinenden „Meisters“, der seine Arbeit versteht, liebt und sich ausdrücklich als „Bärenführer“ bzw. Mentoren versteht; natürlich braucht es auch Zeit, denn das Gespür für Qualität, für „gute Arbeit“ muss sich in Übung und Wiederholung entwickeln.

Um dieses ermutigende Verständnis von „Wissenschaft als Handwerk“ zu schärfen, möchte ich nochmals das exklusive und eher ängstigende Verständnis von „Wissenschaft als Drohkulisse“ vor Augen führen.

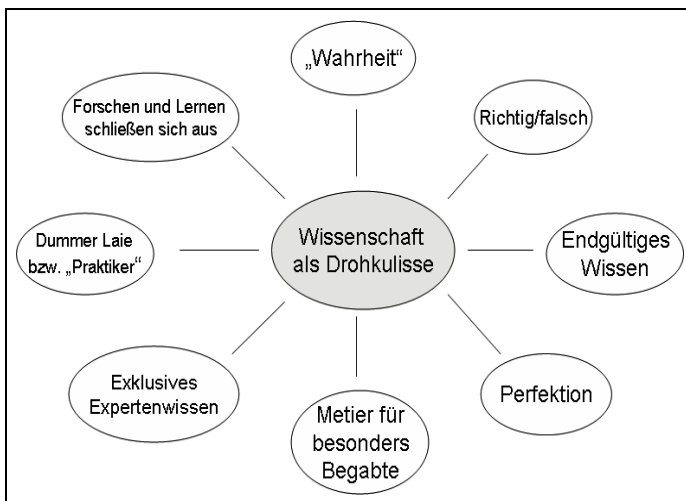


Abb. 1

Wissenschaft als Drohkulisse stellt eine Praxis dar, die letztlich antisozial, undemokratisch und elitär ist (Sennett 2008, S.335). Es geht derartigen Protagonisten darum, ihre Expertise zur Beschämung und Entwertung von Kollegen und Anfängern einzusetzen. Es geht ihnen vor allem um Abgrenzung, den Aufbau und die Wahrung eines besonderen Status, mithin um Distinktionsgewinne. Die Waffen hierzu sind ein exklusives Wahrheits- und Wissensverständnis, dessen priesterlicher Hüter selbstverständlich der Wissenschaftler selbst ist. Und so verweist er immer auch streng auf die Spielregeln und die abstandsichernden Hürden (die sog. wissenschaftlichen Standards, auch wenn sie mitunter nur darin bestehen, dass vor falscher Zitation oder dem Plagiiere(n) gewarnt wird). Vor allem aber macht dieser Wissenschaftler deutlich, dass Forschen und Lernen nicht eigentlich zusammenpassen, mithin dass wissenschaftliches Arbeiten durch profane Aneignungsprozesse von Laien, Novizen oder Studierenden nicht möglich ist. Ganz offensichtlich bedarf es einer Initiation in den besonderen Stand des Wissenschaftlers, deren Regeln allerdings nicht preisgegeben werden.

Auch wenn dieses Selbst- und Rollenverständnis in der Wirklichkeit des Ausbildungsbetriebs eher selten ist, so findet sich doch ganz real und bedrückend die Angst davor bei den Studierenden. Es bedarf demnach zwingend eines prosozialen bzw. didaktisch verpflichteten Verständnisses von wissenschaftlichem Arbeiten bei den Dozenten; seitens der Studierenden sollte wissenschaftliches Arbeiten als profanes und erlernbares Handwerk verstanden werden. Diese Haltung soll mit dem folgenden Diagramm nochmals skizziert werden.

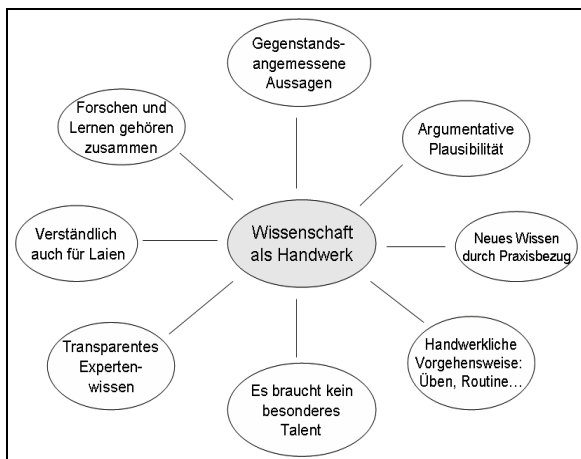


Abb. 2

Ich möchte an dieser Stelle keine erkenntnistheoretische Fachdiskussion bezüglich des Unterschieds z.B. zwischen einem finalen Wahrheitsbegriff (Abb.1) und einer weniger rigiden Position „gegenstandsangemessener Aussagen“ (Abb.2) eröffnen. Es geht mir vielmehr um den Stil, wie man Wissenschaft betreiben kann – sei es als Hochschullehrer, sei es als Studierender. Und es geht mir auch darum deutlich zu machen, dass die pauschale Schelte aus der so genannten „Praxis“ der Polizei nicht zutreffend ist: Wissenschaft, wissenschaftliches Arbeiten ist nicht per se so rigide, rechthaberisch und beschämend, wie es in der Abbildung 1 zugespitzt dargestellt wird. Der gelassene Stil „Wissenschaft als Handwerk“ versteht sich nicht als exklusives und esoterisches Geheimwissen, das sich angeblich nur besonders Begabten erschließt. Vielmehr agiert dieser Habitus nach transparenten, gut nachvollziehbaren Regeln, die auch Laien und Novizen einleuchten. Dazu gehört auch, dass „der gute Handwerker der Wissenschaft“ zur Darstellung und Lehre seiner Arbeitsweisen im Stande ist und durch guten Unterricht und Hilfestellungen bei der Qualifikationsarbeit, sich um die intellektuelle Entwicklung seiner Studierenden bemüht. Auf diese Weise wird Wissenschaft brauchbar und die beschämungsgetriebene Abwehr durch die „Praktiker“ kann sich entspannen.¹

¹ Die schreibenden Praktiker, die im Polizeiberuf allein das Handwerk sehen möchten, haben selbst ein problematisches, man könnte zugespitzt sagen, abwertendes Verständnis von „Handwerk“. In dem Maße, wie sie es in eine unverträgliche Opposition zum Denken, Verstehen und expliziten Wissen setzen, reduzieren sie es tendenziell auf „dummen“ Vollzug, auf geistlose Routine und Automatismen, bestenfalls auf die Folklore einer sich selbst genügenden Polizistenkultur. Damit leisten sie zugleich einem Verständnis von „Theorie“ und „Wissenschaft“ Vorschub, das sie dann als unpraktisch/unbrauchbar bekämpfen oder aber in den Bereich der praxisfremden Wissenschaft zurückverweisen. Die Logik des Handwerks ist aber nicht durch Schlichtheit im Geiste und automatisierten Handlungsvollzug gekennzeichnet. Im Gegenteil: Richard Sennett (2008 ebenda) kann zeigen, dass das Handwerk selbst eine Form praktischer, gegenstandsgetragener Intelligenz und Wissenserzeugung hervorbringt, das persönliche Reifung und berufliche Entwicklung ermöglicht. Das Handwerk selbst stellt eine Brücke zwischen „Praxis“ und „Theorie“ her. Ein anderer, aktuellerer Begriff für dieses Verständnis von Handwerk lautet im Übrigen Professionalität.

„Wissenschaft als Handwerk“

Mit den folgenden Ausführungen soll die Haltung „Wissenschaft als Handwerk“ für die Studierenden skizziert werden; im Schlusswort wird dies korrespondierend für die Dozenten an den Hochschulen der Polizei dargelegt.

Die Gewerke des „Handwerks“, die notwendigen Kompetenzen zur Erstellung einer Qualifikationsarbeit sind:

- Lesen
- Schreiben
- Texte erstellen – komplexe Schreibaufgaben bewerkstelligen
- Forschen

Lesen

Es soll an dieser Stelle keine Einführung in die Techniken des Lesens gegeben werden, sondern der Stellenwert dieser Basiskompetenz deutlich gemacht werden.

Lesen ist für die Erstellung einer Qualifikationsarbeit aus zwei Gründen wichtig: Zur Gewinnung von Informationen und zum Verstehen eines komplexen Sachverhaltes. Sich „Informieren“, das heißt Wissen zu einer Thematik sichten, sammeln und sortieren. Dabei wird das ei-gene Verstehen durch die Ansammlung von Informationen nicht verändert, sondern vor allem bestätigt und durch Belege abgesichert. Informieren ist in diesem Sinne eine eher passive Tätigkeit. „Verstehen“ hingegen ist ein aktiver Modus: Den Informationen wird nun auch ihre sinnhafte Bedeutung, d.h. die Erklärung ihrer Entstehung, Einbettung in einen spezifischen Kontext, Abgrenzung gegenüber ähnlichen Phänomenen, Auswirkung auf andere Bereiche usw. hinzugefügt. Die Oberflächenansicht der Informationen, gewissermaßen das „nackte Wissen“ wird nun durch die Tiefenstruktur seines Phänomenbereiches ergänzt bzw. erweitert. In diesem aktiven Sinne ist Verstehen Lernen, Erweitern der eigenen Deutungskapazität, salopp gesprochen ein Aufrüsten der eigenen kognitiven Festplatte. „Was wir unter der Kunst des Lesens verstehen, ist, einfach gesagt, Folgendes: Es ist der geistige Prozess, durch den der Verstand ohne fremde Hilfe am Text arbeitet, bis sich die Verständnislücken schließen.“ (Adler/van Doren 2007, S. 22). Wissen an sich bringt also nicht weiter – im Gegenteil: Wissen, das fleißige und bemühte Sammeln von Daten, Belegen und immer neuen Informationsvarianten kann Verstehen geradezu behindern. In diesem

Sinne ist das Internet durchaus verführerisch, bietet es doch viel Wissen an, das nur zu leicht den Verstehens- und Durchdringungsprozess auf Merksätze und Überschriften eindampft. Was durch eigene Deutungsleistung erarbeitet werden müsste, wird nun auf Überschriften und zitier- bzw. memorierbares Format verkürzt. Diese Gefahr des denkimmunisierten Wissens findet seine Entsprechung in der Wissenspräsentation mittels Power Point. Der verbreitete Hang zum perfekten Präsentieren von bunten Folien kann – kulturpessimistisch zugespitzt – zu einem unterkomplexen Denken in der Taktung von „Bullett-Points“, Spiegelstrichen und aufmerksamkeitsstaktischen Überschriften führen. Ähnlich denkbehindernd kann sich ein naives Verständnis von „Wissensmanagement“ auswirken: Der Bachelor- oder Masterstudent könnte zu einem Umgang mit seiner Thematik verführt werden, bei der er glaubt, dass das bloße Sammeln und Montieren von Informationen, sowie das Inszenieren von oberflächlichen Sinneinheiten (Kapiteln, Abschnitten usw.) schon eine Durchdringung des Stoffes zum Ausdruck bringt; der Begriff des „Managements“ verspricht ja eine eher technische, anstrengungs- und beziehungslose Auseinandersetzung mit dem Erkenntnisobjekt.

Das Gegenteil dieser technischen und beziehungslosen Wissensmontage ist in der Tat das anstrengende Lesen, insbesondere von ungewohnten, schwierigen und sich nicht sofort erschließenden Texten. Diese Anstrengung (mit allen denkbaren Folgen der Verunsicherung, Verärgerung und des resignierten Desinteresses) entsteht aus der Lernzumutung, die ein komplexer Text seinem Leser abfordert: „... wenn man etwas zu lesen versucht, was man nicht recht versteht. In diesem Fall ist der Text dem Leser sozusagen ‚überlegen‘, anfangs zumindest. Der Autor teilt dem Leser etwas mit, an dem dessen Einsicht wachsen kann. Es muss eine Kommunikation zwischen Ungleichen geben, denn sonst könnte man weder mündlich noch schriftlich voneinander lernen. (Adler/van Doren, ebenda, S.23) Die Überlegenheit des Autors ist anstrengend und es braucht Selbstbewusstsein, Ausdauer und natürlich die sich langsam einstellenden Verstehenserfolge, um sich ein schwieriges Buch zu erschließen. Es bedarf aber auch der Selbstreflexion: Die zugemutete Anstrengung ist eben nicht immer Folge einer wissenschaftlichen Drohkulisse und Expertenarroganz, sondern oft auch der natürlicher Reflex der eigenen verunsichernden Verständnislücken.

Um diese Verständnislücken lesend und lernend zu schließen braucht es Zeit – Zeit für den Umbau und die Erweiterung der „eigenen Festplatte“ (s.o.), das Auf-

wachsen und Stabilisieren neuer Deutungs- und Erklärungskompetenz. Genau in diesem Sinne muss man dann von „Handwerk“ sprechen: Handwerkliche Kompetenzen und ein Gespür für Qualität entwickeln sich eben nicht im Schnellverfahren und sie sind auch nicht der konfektionierte Ausdruck von Qualifikationsmaßnahmen, sondern ein fast körperliches Wissen, das langsam und stetig an der Aufgabe wächst.

Zusammenfassend kann man sagen: Lassen Sie sich nicht durch die Drohkulisse der Wissenschaft zu ausufernder und oberflächlicher Informationssammlung und Wissensmontage verführen. Ihre Denkleistung und Fähigkeit zum wissenschaftlichen Arbeiten wird auch nicht durch ein großes Literaturverzeichnis und halbseitige Fußnotenkaskaden belegt. Viel wichtiger ist es: Lesen Sie einige wenige (zwei oder drei), gute (und durchaus „schwierige“) Bücher richtig und benutzen Sie diese als wohlmeinende und kluge Freunde, die Ihnen helfen, Ihr eigenes Thema gut zu argumentieren.

Schreiben

Die zweite Grundkompetenz für die erfolgreiche Erstellung einer Qualifikationsarbeit ist das Schreiben. Erst in den letzten Jahren hat man an den deutschen Hochschulen erkannt, dass die systematische Förderung dieses Basishandwerks zwingend notwendig ist. Bislang ging man davon aus, dass mit dem Abitur die Fähigkeit zur Textproduktion entwickelt ist und dass es nurmehr darauf ankommt, akademische Inhalte in ein selbstverständliches bereitstehendes Sprachgefäß bzw. Verschriftungsmaschine einzufüllen. Im Rahmen der Hochschulreform und der sich etablierenden Hochschuldidaktik wird nun verstärkt Sorge dafür getragen, dass Studieneinsteiger systematisch zum wissenschaftlichen Schreiben befähigt werden. In diesem Sinne bieten viele Universitäten und Fachhochschulen Schreibkurse, Schreibwerkstätten und Workshops für die Erstellung von Hausarbeiten, Qualifizierungsarbeiten und kreatives Schreiben generell an.

Die Ausbildungseinrichtungen der Polizei bieten in der Regel eine solche Unterstützung nicht an. Selbstverständlich werden Texte und Handreichungen für die technische bzw. formale Erstellung einer Qualifikationsarbeit angeboten - durchaus auch in vorbereitenden Modulen systematisch besprochen. Allerdings: die Erstellung einer Gliederung für eine Bachelor- oder Masterarbeit, Hinweise auf die richtige Zitation, ggfs. die sinnvolle Abfolge der Kapitel oder die allfällige

Drohung vor Plagiaten u.ä. sind keine ausreichenden Maßnahmen, um die Unsicherheit vor dem Schreiben zu nehmen. Wo die Ausbildungskultur das Schreiben nicht als systematisch zu erlernendes Handwerk fördert, wird implizit der „Wissenschaft als Drohkulisse“ Vorschub geleistet. Die Einrichtungen gehen – ohne dies bewusst zu intendieren – von einem Erkenntnismodell aus, das das Objekt der Wissenschaft gewissermaßen in einem vorsprachlichen Raum ansiedelt; es ist dementsprechend die Aufgabe des Wissenschaftlers bzw. des wissenschaftlichen Novizen, diese „pure Tatsache“ aufzugreifen, so als ob diese sich selbst (und insbesondere automatisch) in einer wissenschaftlichen Sprache zum Ausdruck brächte. Die Sprache wird damit als passives Medium der Dinge verstanden und nicht etwa als der konstruktive Prozess und das aktiv gestaltende Medium, das erst den Gegenstand der Erkenntnis hervorbringt. Die Konsequenz – gerade für den Wissenschaftsneuling liegt auf der Hand; beständig glaubt er sich fragen zu müssen; „Ist das denn auch genügend wissenschaftlich, was ich hier sage?“ „Ist meine Sprache überhaupt passend?“ „Ist der Gegenstand meines Interesses denn ein legitimes wissenschaftliches Anliegen usw.?“ Der Studierende schwankt verunsichert zwischen dem Gefühl (wissenschafts-) sprachlicher Inkompetenz und generellem Zweifel, ob er überhaupt ein interessantes und legitimes Thema in seiner Qualifikationsarbeit verfolgt. Diese Unsicherheit steigert sich nicht selten zur Verärgerung, Verängstigung bis hin zur belastenden Schreibhemmung. In dem Maße, wie die Ausbildungseinrichtungen der Polizei hier keine nachdrückliche Unterstützung bei Hausarbeiten und Qualifizierungsarbeiten leisten, tragen sie mit dazu bei, dass der unreflektierte Duktus der „Theorie“-feindlichen „Praxis“ sich auf polizistenkulturell typische Weise verfestigt.

Gegen dieses implizite Modell der „Wissenschaft als Drohkulisse“ im Zusammenhang mit dem Schreiben ist es zwingend erforderlich, den kreativen und emotionalen Aspekt schriftlicher Produktion zu fördern und die Angst vor dem schriftlichen Ausdruck abzubauen. Otto Kruse, einer der maßgeblichen Wegbereiter für kreatives Schreiben im wissenschaftliche Prozess in Deutschland, schreibt 1999: „Schließlich erwies es sich als besonders wichtig, die Freude am Schreiben und am Erleben der eigenen Kreativität wiederzuerwecken und die Studierenden aus dem Dilemma zu erlösen, in das alle Menschen kommen, die zu hohe analytische und vergleichsweise geringe kreative Fähigkeiten haben: Sie betrachten ihre Produkte mit so kritischem Blick, dass sie den eigenen Anforderungen nicht genügen können“ (ebenda S.14).

Wenn die einzigen Schreiberfahrungen der Auszubildenden in der Polizei lediglich darin bestehen, dass sie Klausuren und ihre Qualifizierungsarbeiten zu fertigen haben, dann kann die Angst vor dem Schreiben (mit all ihren Folgen des impliziten Antiintellektualismus bzw. Praxisfetischismus) nicht hinreichend bearbeitet werden. In diesem Sinne sollten die Ausbildungseinrichtungen Workshops für die Erstellung unterschiedlicher Textsorten anbieten; dazu gehört auch, dass parallel zur Erstellung der Qualifikationsarbeit Schreibwerkstätten angeboten werden ggfs. auch obligatorisch zu absolvieren sind. Wo die Ausbildungseinrichtung ein solches Angebot nicht unterbreitet, sollten sich die Betreuer der Bachelor- oder Masterarbeit als „Sparringspartner“ für den Schreibprozess der Studierenden verstehen. Für die Studierenden selbst bedeutet dies, dass sie alle Möglichkeiten nutzen, im und flankierend zum Unterricht das Handwerk des Schreibens einzuüben und sich ihrer schriftlichen Ausdruckskompetenz zu vergewissern.²

Texte erstellen – komplexe Schreibaufgaben bewerkstelligen

In die Erstellung komplexer Texte – etwa Hausarbeiten, Referate, Qualifizierungs- und Abschlussarbeiten – gehen die beiden zuvor genannten Basiskompetenzen ein: aktives Lesen und angstfreies Schreiben. Wissenschaftliches Arbeiten als Handwerk ruht gewissermaßen auf dem Sockel von Lesen und Schreiben. Ins Bild gesetzt:

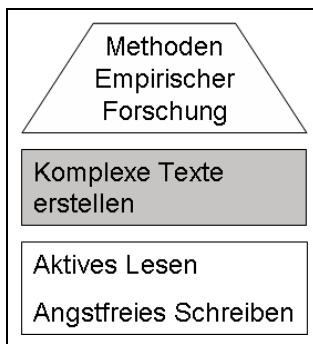


Abb.3

² Das bereits zitierte Werk von Otto Kruse (1999). Keine Angst vor dem leeren Blatt – Ohne Schreibblockaden durch das Studium. Frankfurt, Campus Verlag ist ein hervorragender Mutmacher, um die eigenen Schreibfähigkeiten auszubauen.

Auch wenn in diesem Diagramm der Einsatz empirischer Methoden der Sozialforschung „oben“ steht, so soll damit nicht zum Ausdruck kommen, dass es sich hier um die „Krönung“ und potenziell „besten“ Qualifizierungsarbeiten handelt: Die Erstellung komplexer Texte – das ist das Hauptgeschäft und die geforderte Leistung für eine Qualifizierungsarbeit.

Wie bereits zuvor erwähnt bieten die Ausbildungseinrichtungen der Polizei durchaus Handreichungen für die Herangehensweise, Gliederung und formalen Aspekte bei der Erstellung der Qualifizierungsarbeit an. Diese Handreichungen sind sinnvoll und für den Studierenden durchaus eine erste Orientierung. Sie bilden aber das Handwerk wissenschaftlichen Arbeitens bei der Erstellung komplexer Texte nicht ab. Die folgenden Ausführungen sollen einen Überblick über die „Baustelle“ der Texterstellung ermöglichen; die technisch-handwerklichen Fertigkeiten für die einzelnen „Gewerke“ können an dieser Stelle selbstverständlich nicht in detail beschrieben werden. Es soll aber deutlich werden, dass es sich trotz aller hohen Ansprüche um eine überschaubare, machbare und für die berufliche Weiterentwicklung in der Polizei nützliche Aufgabe handelt – denn: die Erstellung komplexer Texte ist für ein professionelles Verständnis des Polizeiberuf, gleichermaßen im gehobenen wie im höheren Dienst, eine wichtige Kompetenz.

Die „Baustelle“ möchte ich in Anlehnung an ein Diagramm von Annelly Rothkegel (2005, S. 68) vermessen (siehe Abb. 4).

Die Erstellung größerer Texte bedarf zumindest dieser drei Wissenstypen:

- sachlich-fachliches Wissen über den jeweiligen Gegenstand,
- Textwissen, also Produktions- und Gestaltungsknowhow hinsichtlich der Gesamtarchitektur (Makrostruktur) und der Erzeugung einzelner Sinneinheiten (Mikrostruktur) eines Textes
- Dokumentationswissen hinsichtlich der Nutzung technischer Hilfsmittel, handle es sich hier um Werkzeuge wie Metaplan-Karten, Mindmaps, kognitive Landkarten oder um Software.

Diese drei Wissenstypen gehen gleichermaßen in den Erzeugungsprozess größerer Texte ein.

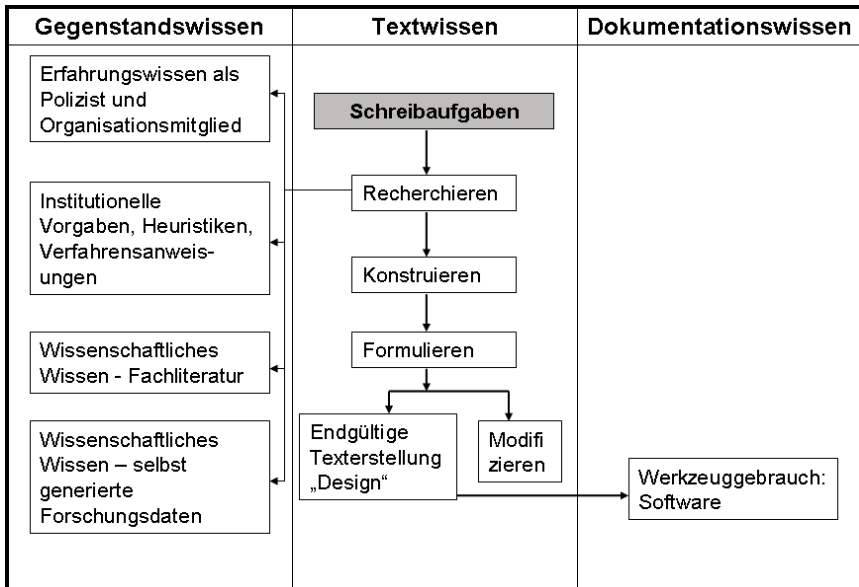


Abb. 4

Deutlich wird somit, dass es sich hier in der Tat um „Handwerk“, um einen mitunter haptischen, bei aller „Geistigkeit“ durchaus auch körperlich vermittelten Gestaltungsprozess (s. Dokumentationswissen) handelt, indem Form (Text- und Dokumentationswissen) und Inhalt (Gegenstandswissen) sich gegenseitig antreiben und das Erkenntnisprodukt hervorbringen.

Gegenstandswissen: Gerade Qualifizierungsarbeiten, die sich direkt auf polizeiliche Aufgaben und Probleme der Praxis beziehen, können nicht allein von Literatur leben, handle es sich hier um die Textsorte wissenschaftliche Literatur oder polizeiinterne Vorgaben / Heuristiken usw. Im ambitionierten Falle kann sich der Studierende mit seinem Dozenten für eine methodisch angeleitete Erforschung entscheiden. Darüber hinaus aber ist das persönliche Erfahrungswissen des studierenden Polizeipraktikers von entscheidender Bedeutung, etwa für die Themenfindung, einzelne Facetten der Fragestellung und deren Gewichtung, die Formattierung und Präsentation des Ergebnis usw. Das wird seitens der polizeilichen Praxis auch gerne so gesehen und betont. Gleichwohl: die eigene Erfahrung und das persönliche Praxiswissen liegen nicht immer offen zu Tage, sondern werden mitunter durch Mythen, Rationalisierungen und sanktionierende Redeweisen der

Alltagsorganisation überlagert. Der Studierende muss also schon einige Anstrengung unternehmen, um seine eigenen Erfahrungsbestände gegenüber den nahegelegten, selbstverständlichen, man könnte auch sagen „verordneten“ Sichtweisen der Organisationskultur freizulegen. Hier kann das Dokumentationswissen, also Techniken der Wissenssammlung, Sortierung und Präsentation hilfreich sein.

Dokumentationswissen: Die Qualifizierungsarbeit wird heute nicht mehr auf der Schreibmaschine erstellt. Selbstverständliche Werkzeuge sind Word, Excel und PowerPoint unter Windows, die Grundausstattung für die Erzeugung eines längeren Textes in Schrift, Zahlen, Grafiken und Diagrammen. Weitere Softwareprodukte sind von großem Nutzen, um Wissen zu sammeln, zu sortieren und mittels dieser Ordnungsleistung den notwendigen Abstand vom Gegenstandswissen zu ermöglichen, der für den „springenden Funken“, die Idee und den kreativen Gestaltungsprozess unabdingbar ist. MindMap/Mindjet ist ein mächtiges Instrument, nicht nur um Wissen zu präsentieren, sondern neu zu strukturieren, Zusammenhänge, Verwandtschaften und Unterschiede zu erkennen. Wissens Elemente, Kategorien und Begriffe können hier in horizontaler Weise, gewissermaßen topografisch dargestellt werden; zugleich kann diese horizontale Zusammenschau mit einer vertikalen Perspektive verknüpft werden: Die „Notizenfunktion“ der Software Mindjet bietet eine beliebig große Worddatei an, um zu jedem aufgeführten Begriff einen ausführlichen Exkurs und für die Qualifizierungsarbeit möglicherweise brauchbaren Textbaustein zu hinterlegen. Ein weiteres, sehr unterstützendes Softwareprodukt ist „Citavi“, das die Literaturverwaltung und das Wissensmanagement bei der Textproduktion unterstützt. Es geht – bei disziplinierter Anwendung – deutlich über die komfortable Literaturverwaltung hinaus und hilft beim Aufbau eines persönlichen – gegenstandsbezogenen Glossars und Wissensbaums. Neben diesen Software-Unterstützungen müssen die körpernaheren Sammel-, Sortier- und Präsentationstechniken erwähnt werden, also selbstgemalte Mind-Maps am Flipchart, Clusterverfahren nach der Metaplan-Methode, kognitive Landkarten (Bilder, die zu Themen/Themenkomplexen erzeugt werden). All diese Verfahren fördern die Kreativität und den sinnlich-intuitiven Aspekt des Denkprozesses, indem sie zu großen und großzügigen Bildern, zur Bewegung im Raum und damit zur Vergegenständlichung, zum Be-Greifen des intellektuellen Geschehens motivieren. Diese malende oder gestaltende Bewegung im Raum hilft den verengten Blick auf das Papier oder den Bildschirm zu lösen und gerade in Phasen der verunsicherten Orientierung oder der Ideeninkubation neue Perspektiven zu erproben. Werden sie im Arbeitszimmer aufgehängt, prägen sie sich dem „den-

kenden Handwerker“ ein, vergleichbar dem Bild oder der Skulptur des gestaltenden Künstlers, der die Probleme, den Fortschritt und die potenziellen Entwicklungssprünge seines Werks immer vor Augen bzw. „vor Händen“ hat.³

Textwissen: Komplexe Schreibaufgaben lassen sich in den vier Hauptschritten Recherchieren, Konstruieren, Formulieren, Endfassung erstellen bzw. Modifizieren darstellen:

- Das Recherchieren ist mitunter ein anstrengender, zeitaufwändiger und verunsichernder Prozess. Es geht nicht nur darum die Bibliotheken, Online-Archive oder Google-Books zu durchstöbern, sondern die oben beschriebene Lesekompetenz anzuwenden oder aber hier erst zu entwickeln. Es bedarf des prüfenden Querlesens (mit der Fragestellung: ist die jeweilige Quelle für mein Interessensgebiet überhaupt relevant?), des analytischen Lesens (mit dem man sich die Verstehensgrundlagen für seine Fragestellung erst aneignet) sowie des „syntopischen Lesens“ (Adler/van Doren ebenda, S. 325f), bei dem man die Literatur in der Perspektive der eigenen Forschungsfragen bewertet. Tatsächlich fühlen sich viele Studierende in der Polizei eingeklemmt zwischen analytischem und syntopischen Lesen. Die Fragestellungen: „Wie viel muss ich Lesen? Welche Rolle (vorsichtiger „Schüler“ oder souveräner „Forscher“) soll oder darf ich dem Text gegenüber einnehmen? Welchen Stellenwert hat die Literatur (unantastbare „Wissenschaft“ oder bloßes Zitatmaterial)?“ führt durchaus zu Verunsicherungen.
- Konstruieren: Ab dieser Phase ist der „Handwerker“ im engeren Sinne gefragt. Nun steht er seinem Werkstück unmittelbar gegenüber – seiner (noch vagen) Idee und der Eigenwilligkeit des Materials. Zahllos sind die Ratschläge zur Erstellung von Gliederungen und Standardstrukturen, um den Studierenden die Angst zu nehmen. Die Gefahr dieser wohlmeinenden Vorschläge besteht darin, dass die ungeübten Studierenden verführt werden an die Existenz eines Masterplans, eines one-best-way, einer linearen, fast technischen Abarbeitung ihres Textes zu glauben. Der tatsächliche Werkprozess sieht aber anders aus: er vollzieht sich in Schleifen, oft auch in Sprüngen, erfordert Revisionen und die Entwicklung neuer Gesamt- oder auch Teilpläne. Das ist „normal“, aber für den Novizen erst einmal verunsichernd. Angesichts dieser Logik des Handwerks sollte Richard Sennett beherzigt werden: „Der gute Handwerker versteht

³ Eine weitere, ebenso wichtige Dokumentationstechnik ist das Führen eines wissenschaftlichen Tagebuchs, in das alle Ideen, Notizen, Zitate, Buchtitel usw. eingetragen werden können, die im Zusammenhang mit der Qualifizierungsarbeit relevant sind. „Stop an Memo“ empfehlen die Erfinder (Strauss/Corbin 2010) der qualitativen Forschungsmethode, der Grounded Theory – und das gilt nicht nur für Qualifizierungsarbeiten mit einem explizit methodisch-empirischen Zuschnitt.

die Bedeutung der Skizze, die dafür steht, dass man zu Anfang noch nicht genau weiß, worauf etwas hinauslaufen soll. (...) Die formlose Skizze ist ein Arbeitsverfahren, das eine vorzeitige Festlegung verhindert.“(Sennett 2008, S.347f) Skizzen, das sind die Mindmaps, die Zeichnungen, die Metaplancluster, die im Arbeitszimmer aufgehängt werden, die beliebig umgearbeitet, weggeworfen und neu entwickelt werden können. Die gute Konstruktion, die stimmige Gliederung ist schließlich das Ergebnis, nicht der Ausgangspunkt der Arbeit.

- Formulieren: Was auf der Ebene der Makrostruktur des Textes gilt, das trifft auch für die Ebene der Mikrostruktur, die Formulierungs- und Schreibearbeit zu. Jeder Absatz, jeder Satz oder Gedanke muss entwickelt, zwischen den letzten Gedanken und dem Folgenden (noch unformulierten) eingepasst und mit der Gesamtarchitektur abgestimmt werden. Auch hier bedarf es also der Skizzen, Entwürfe und Revisionen – eines aufrichtig bemühten Handwerkerehrgeizes, der der Eigenlogik des Materials gerecht werden will. Erst diese Beharrlichkeit kann dann (oft überraschend) zum Schreibfluss und -genuss, zum „Flow“ führen, einer beglückenden Erfahrung, bei der die Gestaltungsidee und das (Denk-)Material ohne Spannung sich ineinanderfügen.
- Endgültige Texterstellung/Modifizieren: Darauf sollte sich der Bachelor- und Masterstudent von vorne herein einstellen. Der schließlich erstellte Textkorpus muss überarbeitet werden – sowohl auf der Ebene der Makrostruktur als auch auf der Ebene der Mikrostruktur. Für den Gesamtprozess heißt dies: In der ersten Phase wird möglichst zügig geschrieben, immer auf der Suche nach dem „Flow“-Erleben. In den dann folgenden Phasen wird die Stimmigkeit der bislang verfolgten Gliederung überprüft und ggfs. revidiert; ebenso werden die einzelnen Kapitel, Abschnitte und Texteinheiten einer Stimmigkeitsprüfung unterzogen. Es muss verdichtet, präzisiert, besser gegliedert und ggfs. neu geschrieben werden. Wichtig ist dabei der kontinuierliche Blick auf den Leser. Diesen sollte man sich als interessierten Nicht-Polizisten vorstellen, (und nicht etwa als den betreuenden Dozenten oder die eingeweihte Kollegenschaft), der in ein spezifisches Arbeitsfeld der Polizei eingeführt werden soll.

Zusammenfassend kann man sagen: Wissenschaftliches Arbeiten ist eher dem Basteln verwandt als der Ingenieurtechnik und der konfektionierten Industriefertigung (s. Levy-Strauss 1973). „Wissenschaft als Handwerk“ ist ambitioniert und durchaus anstrengend, aber dem arbeitenden Menschen und dem Denkprozess angemessener als die abschreckende Perfektionsidee der „Wissenschaft als Drogenskulptur“.

Ausgangs- und Rahmenbedingungen der Studierenden, um „Wissenschaft als Handwerk“ zu erlernen

Die Rahmenbedingungen, um in den Hochschulen der Polizei zu studieren, sind besondere und mit dem allgemeinen Betrieb der akademischen Ausbildung nicht per se vergleichbar. Im Folgenden sollen die mitunter schwierigen Rahmenbedingungen für ein Studium in der Polizei aufgeführt werden – nicht um einer skandalisierenden Dramaturgie Vorschub zu leisten, sondern um die Studierenden zu ermutigen, die im dann folgenden Kapitel nahe gelegten Unterstützungsmaßnahmen, einzufordern.

- *Die Grundausrüstung der Studierenden – Ihre Vorbildung:* Bei Bachelorstudenten handelt es sich um Abiturienten mit formaler Hochschulreife; allerdings bedarf es hier – wie oben ausgeführt – einer systematischen und hochschuldidaktisch ambitionierten Heranführung an die Basiskompetenzen des Lesens, Schreibens und der Texterstellung. Bei den Masterstudenten handelt es sich (noch) weitgehend um erfahrene Berufspraktiker, die nun nach 15 – 20 Jahren wieder die Rolle des Studierenden übernehmen sollen. Dieser Rollenwechsel ist nicht ohne weiteres zu vollziehen und bedarf an den Fachhochschulen der Länder und an der Deutschen Hochschule der Polizei besonderer hochschuldidaktischer Maßnahmen, insbesondere bezüglich der Erstellung der Qualifizierungsarbeit.
- *Die drei Welten der polizeilichen Ausbildung(Bachelorstudiengang):* Die Ausbildung in diesem Studiengang ist durch eine Dreiteilung gekennzeichnet – akademische Ausbildung, Training und Praxis. Die Verzahnung dieser drei Ausbildungstationen ist in einigen Bundesländern ambitioniert vorangetrieben worden. Gleichwohl: Es handelt sich hier gewissermaßen um drei „Welten“ mit jeweils unterschiedlicher „Weltanschauungen“, d.h. eigenen Formen zu denken, zu sprechen, zu handeln, inklusive eigenen Werten und bereichstypischen Regeln und Normen. Nicht selten konkurrieren diese Ausbildungsfelder jeweils um ihren Stellenwert, ihre Bedeutung in der Polizei und dies dann ggfs. auf Kosten der jeweils anderen Ausbildungsfelder. Gerade für die Polizeinovizen ist es dann nicht immer leicht, „Wissenschaft als Handwerk“ und Bestandteil einer professionellen Sozialisation ernst zu nehmen.⁵
- *Die Vielzahl der sehr unterschiedlichen Studienfächer:* Dies gilt gleichermaßen für das Bachelor- wie das Masterstudium. Drei bzw. vier Hauptdomänen muss

⁵ In ähnlicher Weise findet man dies mitunter auch bei Masterstudenten, die ggfs. deutlich machen, dass sie eigentlich nur im Höheren Polizeivollzugsdienst ankommen wollen, aber das Studium selbst als praxisfremde Zumutung verstehen.

man hier nennen: Die polizeifachlichen Lehrgebiete (Einsatzlehre, Kriminalistik, Verkehrslehre), Rechtslehre, Führungslehre und die Sozialwissenschaften. Auch hier gilt: Es handelt sich nicht nur um ganz unterschiedliche Lehrinhalte, sondern auch um ganz unterschiedliche Denkstile und Sprachcodes, bis hin zum Rollenverständnis und didaktischen Habitus der jeweiligen Fachlehrer. Innerfachliche Differenzierungen gibt es auch bei nicht-polizeilichen Studiengängen, aber insgesamt betrachtet ist hier eine größere fachliche und mentale Integration hinsichtlich eines einheitlichen Denk- und Arbeitsstils zu erkennen. Für den Studierenden an polizeilichen Einrichtungen bedeutet dies, dass die Herausbildung eines akademischen Denk- und Arbeitsstils, der dann auch zu immer mehr Sicherheit im fachhochschulischen oder hochschulischen Feld führt, nur recht schwer zu entwickeln ist. Viel eher legt die Struktur des Curriculums die An-Sammlung von Wissen aus den unterschiedlichen Bereichen zum Zwecke der Abprüfbarkeit nahe, um dann im Berufsfeld das hochschulische Wissen konsequent zu entsorgen.

- *Die Modularisierung des Studiums:* Auch wenn die Modularisierung des Curriculums im Zuge des Bolognaprozesses an den Hochschulen der Polizei zu mehr Klarheit hinsichtlich Tiefe und Umfang der Lehrgebiete geführt haben mag – insgesamt ist die Stofffülle, denen sich die Studenten im Bachelor- und Masterstudiengang ausgesetzt sehen, massiv erhöht worden. Die für den klassischen, humboldtschen Akademiegedanken typische Aneignung von Wissen durch selbstgesteuerte und in der Zeit sich entfaltende Lernprozesse, fällt in den streng getakteten Stundenplänen an den Hochschulen der Polizei weitgehend weg. Das o.g. „Verstehen“ tritt zu Gunsten der „Information“ und eines im Einpauken verflachenden Prüfwissens zurück. Das bedeutet: Für den selbstgesteuerten Lernprozess im Zuge der Qualifizierungsarbeit gibt es also keine unterstützende bzw. flankierende Lernkultur.
- *Die Lehrkräfte an den Ausbildungseinrichtungen der Polizei:* Hochschuldidaktik ist ein vergleichsweise neues Thema an den Ausbildungseinrichtungen der Polizei, das v.a. seit dem Bolognaprozess an breiterer Relevanz gewinnt. Auch wenn sich die alten Fachhochschulen und die ehemalige Polizeiführungsakademie vollmundig auf die „Praxis“ beriefen, so war damit nicht die Lehr- und Unterrichtspraxis gemeint, sondern die Herkunft der Lehrkräfte aus dem Berufsfeld. Damit ist aber noch nicht guter Unterricht und – wie nun gefordert – eine unterstützende und fördernde Begleitung bei den Qualifizierungsarbeiten der Studierenden gewährleistet. Der Reformprozess in den Ausbildungseinrichtungen

steht hier noch am Anfang und es bedarf durchaus eines – für jede Einrichtung gesondert zu bewerkstellenden – Organisations- und Personalentwicklungsprozesses, der aus dem Lehrpersonal („Praktiker“ wie „Theoretiker“) gute Lernbegleiter macht.

Insgesamt kann man also sagen, dass die institutionellen, organisatorischen und curricularen Rahmenbedingungen die Erzeugung einer Qualifizierungsarbeit zu einer besonderen Herausforderung und Lernabenteuer machen können. Im Folgenden sollen deshalb Unterstützungsbedingungen stichpunktartig formuliert werden, die Sie als Studierende im Sinne von Ermöglichungsbedingung für Ihre Bachelor- oder Masterarbeit veranlassen und einfordern können.

Unterstützungsformen für eine gelingende Qualifizierungsarbeit

- 1) Übernehmen Sie die Verantwortung für den Erfolg Ihres Studiums; das bedeutet Disziplin, Beharrlichkeit und Mut sich insbesondere gegen altbackene Vorurteile („Theorie“ = unbrauchbar = „unpraktisch“) verstehend und lernend zu behaupten. Gegen alle Unkenrufe der Praxis, zeichnet sich Professionalität in der modernen Polizei durch Konzeptentwicklungsfähigkeit, Wissensmanagement (s. Ericson/Haggerty 1997) und reflexives (s. Kreissl 2008, S. 52), das heißt die eigenen Standards auch hinterfragendes Denken aus.
- 2) Suchen Sie sich den Dozenten gezielt aus, der Sie auf dem herausforderungsvollen Weg Ihrer Qualifizierungsarbeit begleiten soll: Die Chemie muss stimmen und nicht nur Ihr Thema akzeptiert werden.
- 3) Schließen sie einen Vertrag mit Ihrem Lernbegleiter ab. Dabei sollten Sie die folgenden „Vertragsinhalte“ verhandeln und überprüfen, ob Ihr Dozent wirklich in Ihren Lernprozess investiert oder ob er nur die zeit- und kraftsparende Variante der Prüfinstanz spielt:
 - a. Hat mein Lernbegleiter selbst Ahnung von meinem Thema?
 - b. Kann er mir die notwendige Grundlagenliteratur nennen – unterstützt er mich also bei der Eingrenzung meiner Literaturrecherche und theoretischen Fundierung meiner Arbeit oder zieht er sich hinter die „wissenschaftliche Drohkulisse“ zurück, gemäß der impliziten Aussage: „Da musst Du alleine durch und ich überprüfe lediglich, ob Deine Ergebnisse gut/schlecht sind!“
 - c. Wie oft und in welcher Form darf ich Unterstützung einfordern? Darf ich Kontakt nur in den Sprechstunden herstellen, in einer vereinbarten Serie von Terminen mit entsprechender Vorbereitung oder zu jeder Tages- und Nachtzeit?
 - d. Darf ich Textproben vorlegen und erhalte ein redaktionelles Feedback oder gilt auch hier das Regiment der erlassgeschützten „Wissenschaft als Drohkulisse“?: Der Studierende muss selbstständig und das heißt dann ggfs. einsam, verunsichert, ohne Rückmeldung usw. herausfinden, was „wissenschaftlich“ oder schlicht in Ordnung ist!“
 - e. Gibt es Diskussionsrunden und Kolloquien, wo sich der Dozent mit seinen Bachelor- bzw. Masterarbeitkandidaten in regelmäßigen Abständen trifft, um die Zwischenstände präsentieren und diskutieren zu lassen, also Sicherheit für den weiteren Werkprozess zu ermöglichen?

Zusammenfassend: Lassen Sie sich nicht von Regularien erschrecken, die bei Ihnen das Bild der „Wissenschaft als Drohkulisse“ aktivieren. Gehen Sie selbst-

bewusst auf die Dozenten zu und schaffen sie gemeinsam mit Ihnen die Bedingungen, die Ihr Lernen unterstützt, Ihnen einen intellektuellen bzw. professionellen Lernprozess ermöglicht und schließlich Freude und Erfolg.

Wenn Sie eine Qualifizierungsarbeit schreiben wollen, die eine der in diesem Buch dargestellten Methoden empirischer Sozialforschung nutzen möchte, dann klären Sie die folgenden lernvertraglichen Bedingungen ab:

- 1) Kann Ihr potenzieller Lernbegleiter Ihnen bei der Anwendung der von Ihnen gewünschten Methode hilfreich sein?
 - a. Verfügt er selbst über das methodische Knowhow und kennt er die möglichen Schwierigkeiten der praktischen Anwendung?
 - b. Wenn er die entsprechende Methode nicht kennt, ist er dann bereit das Basiswissen für Sie nicht nur durch Hinweise auf entsprechende Lektüre, sondern insbesondere auch durch hochschulinterne oder -externe Experten (etwa im Rahmen eines Workshops) zu organisieren?
- 2) Ist Ihr Lernbegleiter bereit, die Aneignung der wissenschaftlichen Methode in einem systematischen Lernarrangement (s. hierzu Kissmann/Barthel und Barthel in diesem Band) zu organisieren? Das Stichwort lautet hier „Forschendes Lernen“ (s. Barthel 2010) und hat – neben der Aneignung einer Forschungsmethode – den Aufbau einer unterstützenden Lerngemeinschaft (mit dem Dozenten als Moderator und Coach) zum Ziel.

Die hier aufgeführte Liste zur Verhandlung der Rahmenbedingungen Ihres Lernprozesses ist verlängerbar. Entscheidend ist dabei: Die Rahmenbedingungen für ein handwerklich redliches und zugleich freudvolles Erzeugen Ihrer Qualifizierungsarbeit sind nicht per se einfach. Aber je ausdrücklicher Sie Ihren Dozenten die Möglichkeit geben, sich mit Ihren Vorstellungen einer Lernbegleitung auseinander zu setzen, umso besser werden sie von diesen unterstützt. Seien Sie versichert, dass Ihre Dozenten Sie unterstützen möchten und bereit sind, gemeinsam mit Ihnen fachlich, aber auch im hochschuldidaktischen Sinne zu lernen.

Zum Schluss

Es sollte deutlich geworden sein: der Forschungs- und Lehrstil im Sinne einer „Wissenschaft als Drohkulisse“ ist weder im engeren wissenschaftlichen noch im hochschuldidaktischen Sinne auf der Höhe der Zeit. Er gehört einem überkommenen, vorreflexiven und einfach-modernen (s. Beck/Bonß 2001) Verständnis von Wissenschaft an; darüber hinaus ist er gerade für die Polizei, ihren Forschungs- und Erkenntnisbedarf, sowie ihre Ausbildungseinrichtungen und Studierende schädlich. Genauso problematisch ist allerdings auch der traditionelle Praxisfetischismus, der spiegelbildlich zu seinem leidenschaftlich kultivierten Watschenmann „Theorie“ die Praxis als einfaches, schlichtes Tun unterschätzt. Wir optieren mit unserem Buch für eine Form der Professionalität, die weder das polizeiliche alltägliche Handwerk noch die hierzu notwendige konzeptionelle und selbstreflexive Klugheit bzw. Intelligenz abwertet. In diesem Sinne wünschen wir Ihnen Erfolg bei Ihrem Basteln und Ihrem handwerklichem Engagement zur Erstellung Ihrer Bachelor- oder Masterarbeit. Wir wissen, dass Sie hierzu Kraft und ehrliches Bemühen brauchen, aber nur so ist der Erfolg zu haben – in der Praxis wie in der Theorie.

Literatur

- Adler, M./van Doren, C. (2007) *Wie man ein Buch liest*. Verlag Zweitausendeins
- Barthel, C./Kissmann, G. (2010) *Masterarbeiten – Herausforderung für Studierende und Dozenten. Ein Beispiel aus der Deutschen Hochschule der Polizei*. In: *Neues Handbuch Hochschuldidaktik*, S.1-30
- Beck, U./Bonß, W. (2001) *Die Modernisierung der Moderne*. Frankfurt/M, Suhrkampverlag
- Ericson, R.V./Haggerty, K. (1997) *Policing the Risk Society*. Toronto
- Kreissl, R. (2008) *Das Selbstverständnis der Polizei zwischen neuen Sicherheitsbedürfnissen, kommunaler Orientierung und bürokratischer Organisationsform*. In: Kreissl, R./Barthel, C./Ostermeier, L. (Hrsg.) *Policing in Context – rechtliche, organisatorische, kulturelle Rahmenbedingungen polizeilichen Handelns*, S. 31-53
- Kruse, O. (1999) *Keine Angst vor dem leeren Blatt – Ohne Schreibblockaden durch das Studium*. Frankfurt, Campus Verlag
- Lévi-Strauss, C. (1973) *Das wilde Denken*. Frankfurt/M, Suhrkamp Verlag
- Prüfungsordnung für den Masterstudiengang „Öffentliche Verwaltung – Polizeimanagement“ (Public Administration – Police Management) an der Deutschen Hochschule der Polizei (Prüf0-MA-PM vom 10.10.2006), §8-Masterarbeit
- Rothkegel, A. (2005) *Zur Modellierung von Schreibaufgaben*. In: Jakobs, E.-M./Lehnen, K./Schindler, K. (Hrsg.) *Schreiben am Arbeitsplatz*. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften, S. 57-73
- Sennett, R. (2008) *Handwerk*, Berlin
- Strauss, A./Corbin, J. (2010) *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Beltz PVU

